

GRAPHISCHE PRESSE

ORGAN FÜR DIE INTERESSEN DER LITHOGRAPHEN, STEINDRUCKER, CHEMIGRAPHEN, PHOTOGRAPHEN, LICHT-UND KUPFERDRUCKER, FORMSTECHEP, TAPETEN-U. WACHSTUCHDRUCKER U. VERW. BERUFE.

Abonnement. Die Graphische Presse erscheint wöchentlich Freitags. Abonnementspreis: 1 Mk. inkl. Zustellung pro Quartal. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (Post-Zig.-Katalog Nr. 3573.) Für die Länder des Westpostvereins 1,25 Mk.

Redaktion: Paul Borthel, Friedrichshagen-Berlin, Viktoriastraße 25. Verlag: Otto Sillier, Berlin N. 28, Telephon: Amt Norden, 5246. Druck u. Expedition: Conrad Müller, Scheideitz, Augustastraße 8. - Redaktionsschluss: Montag.

Insertion. Für die viergespaltene Pettzeile oder deren Raum 30 Pfg., bei Wiederholung Rabatt. Für Vereinsmitglieder sowie Vereinsanzeigen 15 Pfg pro Zeile. Beilagen nach Übereinkunft.

Inhalt:

Hauptteil: Bekanntmachungen. Obdachlosenehend. Rundschau. Wirtschaftliche Monatschau. Die Schutzzollpolitik und die Arbeiter, II. Ein böser Vorsatz. — **Allgemeines:** Glossen zur Bewegung, II. Der Unternehmer »Kampf ums Dasein«. Was die Kämpfer schreiben, III, IV. — **Der Lithograph:** Mal- und Zeichenunterricht G. m. b. H. — **Feuilleton:** Hammer und Sense. In Freien Stunden. Vom Büchertisch. — **Anzeigen.**

Bekanntmachungen.

Telegramm.

Am Mittwoch begannen neue Einigungsverhandlungen mit dem Schutzverbande, die heute Donnerstag weiter geführt werden. Das Ergebnis steht bei Beginn der Drucklegung dieser Nummer noch aus. Ausführlicher Bericht folgt.

Obdachlosenehend.

»Wir haben keine Heimat, wir haben kein Haus, Überm Kopfe kein elender Sparren! Es treibt wie ein Wrack in die Brandung hinaus Unsers Lebens zerbrochener Karren. Hui! pfeift der Wind über Strom und Feld — Und kein wärmendes Lager bietet die Welt, Bis sie uns wie Hunde verstarret!«

Ernst Preczang.

Über siebzig arme, obdachlose Proletarier, die in Berliner Asylen genächtigt haben, sind jämmerlich zugrunde gegangen. Ausgestoßen aus der honetten Gesellschaft, umherirrend und geschändet, sind Tausende armer Menschenkreaturen froh, wenn sie für die Nacht in einem der Asyle in der Großstadt ein Unterkommen finden. Der Abfall muß ihnen noch zur Nahrung dienen und; um das Elend zu vergessen, verkauft man ihnen den schlechtesten Fusel. Wegen verdorbener Büdlinge, wurde zuerst angenommen, mußten die Asylisten sterben.

Und die Blätter der bürgerlichen Parteien, sogar die des Schnapsblocks, die eben erst »nachgewiesen« hatten, wie gut es dem deutschen Volk gehe, wurden mit der Nase darauf gestoßen, daß es doch noch viel Jammer und Elend gibt. Und den Leuten von der »safften Tugend« und der »zahlungsfähigen Moral« wurde einige Tage wehleidig zu Mut. Schrieb doch sogar die agrarische »Deutsche Tageszeitung« über das »schauerhafte soziale Großstadtbild«:

»Nur selten nimmt das große Publikum Notiz von jener untersten Schicht der Großstadtbevölkerung, die in Elend und Schmutz ein Dasein führt, wie es schauerlicher kaum gedacht werden kann.«

Man erinnert sich der »großen Gefahren, die der Allgemeinheit daraus erwachsen können, daß mehrere tausend Menschen in einer Stadt unter Bedingungen vegetieren, die allen Grundsätzen der Hygiene und der Volksernährung Hohn sprechen

Nun ist erkannt worden, daß der giftige Methyalkohol Schuld an dem Massensterben ist, und schon flaut die Mitleidsstimmung ab. Eine kurze Weile noch und das trübe Bild ist

wieder vergessen. Die satte Moral erinnert sich wieder daran, wie ungeheuer doch nachgewiesenermaßen das »deutsche Volksvermögen« gestiegen ist. Nur schade, daß dieses Vermögen eben das der Reichen ist und nicht das Vermögen des Volkes. Mit der schönsten Berechnung, wieviel Hühner, Tauben, Schweine usw. »im Durchschnitt« auf »jeden Deutschen« kommen, bekommt in Wirklichkeit kein Arbeiter eine eigene Scholle und kein Obdachloser ein Dach über den Kopf oder einen Groschen in seine Tasche.

Wenn das Vermögen der Reichen so gestiegen ist und wenn dabei doch das Massenehend blieb, dann ist eben der Grad der Ausbeutung der Arbeiter gestiegen! Das ist der für das niedere Volk wenig tröstliche Schluß. Was nützt es dem armen, hungrigen Manne, der kaum ein paar Pfennige in der Tasche hat, ob alle Warenhäuser von unten bis oben mit Bedarfsgegenständen gefüllt sind. Ihm bringt es nur Haß und Erbitterung.

Aber das bitterste Los haben ja die Asylisten immer noch nicht gezogen. Wir lesen ja oft, daß viele Arme wegen Überfüllung nicht aufgenommen werden konnten. Und andere wollen sich dem prüfenden Auge der Beamten in den Asylen aus irgend einem Grunde nicht zur Schau stellen. Da klingt die fürchterliche Frage: *Wo bleiben jene? Was geschieht mit ihnen?*

Für die »glänzende Wiener Stadt« hat besonders der österreichische Publizist Max Winter, zuerst in der Wiener Arbeiter-Zeitung, dann in einigen Schriften diese Frage behandelt. Auch Emil Kläger hat ein »Wanderbuch aus dem Jenseits«, wie der Untertitel heißt, darüber geschrieben. Über dreihundertmal hat die Wiener »Urania« einen Lichtbildvortrag über das Thema gehalten.

Es sind grauenhafte, soziale Schilderungen. »Sehet Menschen,« heißt es im Vorwort zu Klägers Buch, »von Hunger gewürgt, von Krankheit verdorben, die im Kote nächtigen. Männer und Weiber in fliegenden Lumpen, gehetzt durch unsere blanken Straßen, deren Reichtum sie besudeln könnten, hinabgedrängt in die Kloaken und auch dort noch verfolgt von der Wut unserer Ordentlichkeit.«

Daß viele Obdachlose, solange es geht, im Freien nächtigen, ist ja bekannt. Wie lange es oft gehen muß, lesen wir wohl mal im Polizeibericht, wenn er trocken und kurz meldet, daß wieder jemand erfroren aufgefunden wurde. Viele suchen Überbrückungen und Tunnels auf, sie werden da aber leicht von der Polizei entdeckt. Denn das Elend darf sich nicht zeigen, es soll nicht bemerkt werden, sonst wird die Sache »unmoralisch«. In der Brigittenau schlafen die Obdachlosen in einem alten Schuppen in und unter ausrangierten Kähnen und Schaluppen. Beglückt fühlt sich wohl, wer bei einem Gärtner auf dem Mist ein »warmes« Plätzchen entdeckt. Ein anderer Teil sucht die Umgegend der Ziegelöfen auf. Drei- bis vierhundert gehetzte Menschen sind nach Kläger allein in einer Ziegelei anzutreffen, wo sie bei einer Hitze von 45 Grad

die Nachtstunden verbringen. Vor dem Blicke der Späher mauert sich so ein Armer wohl mit Ziegelsteinen in eine Kammer ein, bis der herannahende Tag ihn wieder ins harte Leben hinausstößt!

»O blühendes Glück, o köstliche Pein, Wie kann man in Armut doch glücklich sein!«

Das empörendste aber ist die Tatsache, daß in unserer Zeit des »Kulturauftiegs« noch Menschen eine Art Amphibienleben unter der Erde führen! In Wien sind an Brücken und Straßenkiosken die Eingänge zu den unterirdischen Kanälen, in denen viele Menschen, zum Teil lange Jahre hindurch, nächtigen, hingekauert in der giftigen Luft in allen dort nur möglichen Lagen! Sogar »Gesellschaftsregeln« hat die harte Not dort unten geschaffen, ein »Hausmeister« genießt die erforderliche Autorität, Wachen werden ausgestellt, um die anrückenden Späher zu signalisieren. Vor den Verfolgern flüchten die armen Leute oft in enge Nebenkanäle, wo die Polizei mit ihrem umfanglicheren Körper nicht hinkann!

»Wissen Sie, was schlaflose Nächte sind?« klagt so ein Kanalbewohner, ein früherer — Student, »wenn Sie sich mit erschöpften Gliedern und fieberhaft erregtem Gehirn, in dem sich wahnsinnige Gedanken kreuzen, ziellos durch die Gassen schleppen? ... Betten sollte man stiften, Betten, viel Betten für Obdachlose. Nicht aus Humanität, aus klarem Egoismus für die Bedrohung der Sicherheit der Gutsituierungen. Betten für Obdachlose, damit sie nicht auf dem Umwege des Verbrechens an sich reißen. Dieses eine Recht müßte ihnen bei aller Ungerechtigkeit gewahrt bleiben: das armselige Recht auf den Schlaf.«

Auch diese Klage wird ja von den satten Leuten droben auf der Erde nicht weiter beachtet werden. Wenn die Gefahr »für die Allgemeinheit«, das soll heißen für ihre Person, vorüber ist, wenn das Elend wieder in seine Höhlen hineingedrängt ist, ist auch die wehleidige Stimmung wieder verfliegen. Eine Stimmung, auf die die Worte des weisen Nathan passen:

»Begreifst du aber, wieviel andächtig schwärmen leichter als gut handeln ist?«

Dafür soll es dann wieder neue Zuchthausstrafen geben für die Arbeiter, die das Kapital durch Lohnkämpfe zwingen wollen, von dem gestiegenen »Volksvermögen« einen kleinen Teil an die Lohnarbeit abzugeben. Wird aber die Gewerkschaftsarbeit unterbunden, so steigt das Elend!

Es steigt aber auch die Erbitterung, die nach Entladung drängt. Mögen sich die Satten hüten!

wh.

Rundschau.

Die Gewerkschaften Deutschlands im Jahre 1911. Nach dem Rückblick des »Korrespondenzblattes der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands« auf das Jahr 1911 haben die freien Gewerkschaften im verflossenen Jahre eine gewaltige Mitgliederzunahme zu verzeichnen gehabt. Am Jahresschlusse 1910 betrug die Mit-

chinesischen Studenten der Mühe enthoben, die Bücher, die sie zum Studium brauchten, abzuschreiben, denn sie konnten bereits gedruckte Bücher bekommen.

Generalversammlungen und Kongresse.

Belgien. Der Kongreß der Gewerkschaften Belgiens tagte am 25. und 26. Dezember 1911 in Brüssel. Er beschloß u. a.: die Auswanderung von Arbeitern nach dem belgischen Kongo nicht zu fördern...

Wirtschaftliche Monatsschau.

Berlin, den 8. Januar 1912.

Das Wirtschaftsjahr 1911: Die Ernte nach den Erntestatistiken der Galmärkte nach dem Jahresbericht der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft; die Seeschiffahrt nach dem Jahresbericht der Hamburger Handelskammer; das Montanergewerbe nach dem Jahresbericht der Düsselbörse.

In der ersten Dezemberwoche werden die endgültigen Erntestatistiken für Deutschland veröffentlicht. Vollständig anders als man in den endlos heißen und trockenen Sommer- und Frühherbstmonaten erwartete, ist die Brotgetreidernte ausgefallen, nämlich beim Weizen wie beim Roggen überdurchschnittlich reichlich.

Table with 3 columns: Crop, Year, and Statistics. Rows include Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Rohzucker, Melasse, Spiritus.

Zieht man in Rücksicht, daß für fast alle diese Produkte schon im Jahre 1908 und 1909, für den Zucker auch 1910, Teuerungsjahre waren, so verschiebt sich das Bild noch ganz beträchtlich.

Auch diese Preise halten sich demnach nicht nur hoch über dem Durchschnitt des zugrunde gelegten Jahrzehnts, sondern weiter fast immer über oder

doch nicht viel unter den letztjährigen Hodziffern, die man in diesem Falle bereits seit 1906/07 als Teuerungsziffern bezeichnen kann.

An dem Rückblick, den vor den Ältesten der Berliner Kaufmannschaft der Präsident Kaempff erstattete, interessieren vor allem einige Bemerkungen über den deutschen Geldmarkt und die deutschen Zahlungsgewohnheiten.

In dem Rückblick wird weiter bedauert, daß der Überweisungs- und Scheckverkehr sich bei uns, im Gegensatz zu England und anderen Ländern, noch immer nicht in hinreichendem Maße eingebürgert habe; sei er doch sogar künstlich, nämlich durch die Steuerpolitik, in seiner Entwicklung unterbunden.

Der Bericht der Hamburger Handelskammer schildert die Lage der Seeschiffahrt als recht günstig. Der ununterbrochen sich ausdehnende Welthandel hat in den letzten Menschnen Jahren gerade den schwimmenden Transportmitteln eine ersaunliche Zunahme des Verkehrs gebracht.

Table with 3 columns: Line, Ships, and Tonnage. Rows include Royal Mail, Hamburg-Amerika-Linie, Norddeutscher Lloyd.

Herr Ballin bestreitet allerdings im 'Hamburger Fremdenblatt' die Richtigkeit dieses Vergleiches ganz entschieden. Rechne man die in Bau gegebenen und beschlossenen Neubauten mit, so umfasse die Flotte der Hamburg-Amerika-Linie rund 120000 Brutto-Registertons.

Über die Montanergewerbe liegt bisher nur der Jahresbericht der Düsselbörse vor. Danach

wäre das Jahr 1911 zwar nicht ganz dem Jahre 1910 gleichzustellen, dem ersten Jahre, das nach der Krisenperiode 1907 bis 1909 wieder raschesten Aufstiege brachte. Aber es habe doch 'eine sehr gute Beschäftigung gebracht, ohne die schiedenen und guten Begleiterscheinungen einer Hochkonjunktur zu entfalten.'

Die Schutzzollpolitik und die Arbeiter.

II.

Unter dem Schutze des Zolles hat sich der Konzentrationsprozeß des Kapitals in außerordentlich schneller Weise und großem Umfange durchgeführt. Da die ausländische Konkurrenz ferngehalten wurde, war es vor allem der schweren Industrie leicht, auch unter den einzelnen Unternehmern den Konkurrenzkampf aufzuheben.

Der Schutzzoll bietet den Kartellen die Möglichkeit, sich das Monopol zu sichern. Er hat nicht das geringste mehr zu tun mit dem Erziehungszoll, sondern ist nichts anderes als ein Ausraubungszoll.

In dem Kartellbureau laufen alle Fäden zusammen. Von hier aus wird der Verkauf der Waren besorgt, sodaß die Abnehmer den einzelnen Unternehmer gar nicht zu Gesicht bekommen. Das Bureau regelt den Umfang der Produktion, um eine Überproduktion zu verhindern.

Die Kartelle zwingen die Abnehmer zu langen Lieferungsverträgen, setzen in der Hochkonjunktur hohe Preise fest, die dann auch in den Zeiten der Krise gezahlt werden müssen.

Ein anderes Beispiel für die Preistreiberien haben wir im Stahlwerksverband. Die Regierung mußte für Eisenbahnschienen pro Tonne 120 Mk. zahlen, während auf dem Weltmarkt dieselben Schienen für 95 Mk. zu haben waren.



Allgemeines.

Teil für die gemeinsamen Interessen aller Sparten des Berufs.

Glossen zur Bewegung.

Neue Folge, II.

In verschiedenen Streik- und Aussperrungs-orten wurde durch die bekannten Zwischen-glieder im Produktionsprozeß das Gerücht verbreitet, daß der Schutzverband beabsichtige, in diesen Tagen die Aussperrung als aufgehoben zu erklären, eine Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse nach seinem Ermessen bekanntzugeben und die Betriebe zu öffnen. Ob diese Gerüchte der Wahrheit entsprechen, ist noch nicht zu entscheiden. Daß aber verschiedene Aussperrungsfirmen auf diesem oder einem ähnlichen Wege aus den schweren Kalamitäten, in die sie durch die Aussperrungsmaßnahmen der Schutzverbandsleitung geraten sind, herauskommen möchten, zeigt z. B. die Firma Schött in Rheydt, die durch Anschlag bekanntgab, daß sie vom 2. Januar 1912 ab die 53stündige Arbeitswoche eingeführt habe.

Einen andern Weg beschriftet die Firma F. M. Lenzner in Stettin, die jeden ihrer ausgesperrten Gehilfen am 30. Dezember 1911 mit folgender Zuschrift bedachte:

„Ich bitte Sie, in den ersten Tagen des nächsten Jahres und zwar nach dem 2. Januar, Ihre Papiere in meinem Kontor in Empfang zu nehmen. Hochachtungsvoll F. M. Lenzner.“

Die Firma wird in der Hoffnung, die Aussperrten bei dieser Einforderung der Papiere wankelmütig machen zu können, schwer enttäuscht worden sein.

Aber dem gleichen Zwecke dienen schließlich auch die erwähnten Gerüchte, die die Unternehmer durch ihre Kreaturen verbreiten ließen, und der Anschlag in Rheydt. Die Unternehmer sollten doch wirklich bald begreifen gelernt haben, daß eine Gehilfenschaft, die schon ein Vierteljahr lang geschlossen im Kampfe ausharrt, auf alle diese Verlockungen pfeift. Sie läßt sich eben durch nichts dem Unternehmertum ans Messer liefern, sondern sie führt den Kampf ebenso einig und geschlossen, wie sie ihn aufgenommen hat, auch zu einem für die Arbeiterschaft des Gewerbes guten Ende.

Die Ortsverwaltungen unserer Berliner Filialen I und III sahen sich am 5. Januar 1912 zur Veröffentlichung folgender Notiz im »Vorwärts« veranlaßt:

„Achtung! Lithographen und Steindrucker! Der bekannte Schreibgehilfe Luchterhand aus dem Schutzverbands-Hauptbüro sucht in den bürgerlichen Zeitungen Berlins nichtorganisierte Lithographen und Steindrucker. Da der Herr bisher auch für Leipzig und Gera die Rausreißervermittlung betrieben hatte, sei vor diesen Annoncen gewarnt.“

Einige Kollegen, die die Tätigkeit des Herrn Luchterhand als Arbeitswilligenagent für Gera noch nicht kannten und glaubten, es mit einer neuen Unternehmung zu tun zu haben, machten dem Herrn ihre Offerten und erhielten daraufhin folgende Zuschrift:

„Behufs Rücksprache wegen Ihrer auf mein Inserat Morgenpost 5054 abgegebenen Offerte bitte ich um Ihren Besuch morgen Abend zwischen 7 bis 8 Uhr. Zeugnisse bitte mitzubringen. Hochachtung A. Luchterhand, Rykerstraße 81.“

Herr Luchterhand ist wirklich ein treuer Diener seines Herrn, des Schutzverbandes. Trotz der trüben Erfahrungen, die er mit seiner Arbeitswilligenwerbung für Gera in Leipzig machen mußte (s. Gr. Pr. Nr. 36, 1911, S. 313) opfert er sich von neuem für seine Brofgeber. Wir beneiden ihn nicht um diese Art Opfermut!

Der Steindrucker Ludwig Hampel aus Böhmen gehört mit zu den wenigen, die den Leipziger Unternehmern Rausreißerdienste leisten. Das tut uns leid im Interesse der Unternehmer, da H. nicht zu den großen Kirchenlichten gehört.

Aber was ihm in dieser Beziehung abgeht, sucht er auf andere Art wieder wegzumachen. Daher richtete er an einen Steindruckerlehrling in S. (Nord-Böhmen) einen Brief, worin er

letzteren in überschwenglichen Worten aufforderte, ihm bei seiner Rausreißertätigkeit Gesellschaft zu leisten. Bald darauf folgte dann auch ein Brief des Unternehmers, für den sich H. in dieser Weise in die Schanze schlug. Darin wurde dem Lehrling (!) ein Wochenlohn von 32 Mk (sage und schreibe zweiunddreißig!) angeboten, für einen Lehrling im vierten Lehrjahre eine Entlohnung, die man manchem älteren und tüchtigen Gehilfen bisher verweigert hat!

Der junge Mann verzichtete aber darauf, für diesen Judaslohn in seiner Lehrstelle kontraktbrüchig zu werden und den Streikbrecher zu machen. Bald darauf wurde er dann — durch einen persönlichen Besuch des Unternehmers — beehrt, der im Auto von Leipzig nach Nordböhmen gefahren kam, um den jungen Mann gleich wieder nach Leipzig mitzunehmen. Zu seinem Leidwesen mußte der Unternehmer aber unverrichteter Sache mit langer Nase abziehen, beschämt durch den jungen Mann, der in seinem ausgeprägten Ehrgefühl kein Verständnis für die Bemühungen hatte, aus einem ehrlichen Menschen einen kontrakt- und streikbrechenden Lumpen zu machen.

Wie den Unternehmern das Feuer auf den Nägeln brennt, beweist folgender Fall, der uns — leider stark verspätet — aus Hannover gemeldet wird:

In einer Versammlung unsrer Hannover-schen Kollegen wurde ein im Original vorliegendes Schreiben der Firma Leunis & Chapman an eine Privatlithographie verlesen, das in gleicher Fassung an viele andere Privatlithographien gerichtet worden ist. Darin bittet die genannte Firma um die Anfertigung von 100 Lithographien. Diese müßten unbedingt bis zu einer bestimmten Zeit geliefert werden. Man könne sich nicht darauf einlassen, sich später, wenn etwa die Lithographien nicht rechtzeitig fertig würden, vertrösten zu lassen. Sie, die Firma Leunis & Chapman, habe sich verpflichtet, Konventionalstrafe zu zahlen, wenn sie die ganzen fertigen Druckaufträge nicht bis zu einer bestimmten Zeit liefern könne.

Das ist jedenfalls deutlich. Der Notschrei zeigt, wie die Unternehmer durch den Kampf geschäftlich ins Gedränge geraten sind und daß ihnen der Ruin droht, wenn die Schutzverbandsleitung den Friedensschluß im Gewerbe durch ihre unerhörten Brückierungen der Gehilfenschaft noch lange hintertreibt.

„Siehst du, mein Junge, so sehen Streikbrecher aus!“ Diese Worte richtete, wie uns aus Leipzig geschrieben wird, ein Fleischer-geselle in heiterer Stimmung an sein Söhnchen, als die beiden arbeitswilligen Steindrucker Friedrich und Walter Kaiser eines Abends die Kunstanstalt von Eschbach & Schäfer in Leipzig-Stötteritz verließen. Beide liefen zum Kadi und die Staatsanwaltschaft verfolgte die Sache im öffentlichen Interesse. Der Übeltäter mußte die unbedachte Äußerung mit 15 Mk. Geldstrafe und Tragung der Kosten büßen. Damit war der »Gerechtigkeit Genüge getan«. Ob hierdurch die Ehre der beiden Kaiser repariert wurde und ob die Verfolgung der Sache wirklich im öffentlichen Interesse lag, wollen wir nicht beurteilen. Eins aber wissen wir, nämlich, daß wir einen anderen Begriff von Ehre haben. — Zur Charakterisierung der »Beleidigten« schreibt man uns noch folgendes:

„Die Kaiser, Vater und zwei Söhne, gefallen sich darin, als Rausreißer von Anstalt zu Anstalt zu ziehen. Im Jahre 1909 fanden sich während des Streiks bei Liebich & Kuntze alle drei ein und gehörten zu den treuen Leuten des Herr Friedrich Liebich. Die Treue hielt aber nicht gar zu lange an. Als im Jahre 1909 der Streik bei Eschbach & Schäfer ausbrach, verließ zuerst Walter Kaiser die gastliche Stätte bei Liebich & Kuntze, um der bestreikten Firma Eschbach & Schäfer seine schätzbaren Dienste zu leisten. Ihm folgte dann beim zweiten Streik bei Eschbach & Schäfer 1910 sein Vater Friedrich Kaiser. Die Lorbeeren, die beide ernteten, ließen schließlich auch dem dritten im Bunde, Willy Kaiser,

keine Ruhe, sodaß auch er das Dorado bei Liebich & Kuntze verließ und vor einigen Wochen als Arbeitswilliger zu Herrn Ludewig in Leipzig-Stötteritz ging. Fürwahr, eine schöne Dreieinigkeit! Den Steindrucker Kaiser sen. kann man eigentlich nur beneiden, da er auf seine alten Tage die Früchte seines Tuns schließlich nicht mehr voll ernten kann. Dagegen könnte den beiden hoffnungs-vollen jungen Kaisers eine glänzende Zukunft winken, wenn — ja wenn eben zu einem guten Fortkommen nicht mehr erforderlich wäre, wie die Qualifikation zum Arbeitswilligen.

Der Schutzverband mutete bekanntlich am 7. Dezember 1911 den Gehilfenvertretern auch die Anerkennung der automatischen Arbeiterkontrolle zu, damit der geplanten Einführung von Kontrolluhren und Hundemarken nichts im Wege stehe. Ähnliche Bestrebungen machen sich im Lager der Buchdruckereibesitzer bemerkbar. Das hat eine Fabrik der berüchtigten Kontroll-Apparate zu einem umfangreichen Reklamefeldzuge in Unternehmerkreisen des Buchdruckergewerbes veranlaßt. Die International Time Recording Co. in Berlin beglückte die Buchdruckereibesitzer mit einem Zirkular, in welchem sie folgenden Hymnus auf ihre Erzeugnisse anstimmte:

„Der neue Lohn Tarif gibt Ihnen alle Veranlassung, ganz besonders darauf zu achten, daß Ihre Angestellten pünktlich kommen und nicht vorzeitig fortgehen. Jeder Angestellte muß Ihnen jetzt um so mehr dasjenige Maß an Arbeitszeit liefern, für das Sie ihn bezahlen. Unser 'International'-Kontrollsystem bringt Ihnen täglich durch unsre 'International'-Zeit- und Akkordkontrollapparate eine genaue und vollkommen einwandfreie Liste, wann Ihre Angestellten ekommen und gegangen sind, und wie lange Zeit sie für jede Arbeit gebraucht haben.“

Der Buchdrucker-Korrespondent dem wir diese Mitteilungen entnehmen, macht dazu die folgenden den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen:

„Das hört sich alles ganz schön an, was aber dabei an wirklichem Nutzen für die Prinzipale herauspringt, das steht auf einem andern Blatte. Denn bisher hat die Erfahrung in den meisten Fällen, wo die Kontrollapparate in Tätigkeit sind, gelehrt, daß wohl die Apparate funktionierten, aber das Resultat auch kein andres war als vorher ohne Apparate. In der Regel wurden nämlich bisher solche automatische Kontrollapparate nur in solchen Betrieben aufgestellt, wo vorher schon die persönliche Kontrolle das ganze Arbeitsverhältnis vom Beginne bis zum Ende der täglichen Arbeitszeit wie ein Schraubstock umspannte und jede eigne Arbeitsfreudigkeit lähmte. Trotz ausgekügelter Kontrolle, persönlicher wie schriftlicher, ja in den meisten Fällen gerade wegen so schablonisierter und kasernen-mäßiger Arbeitsweise bleibt die Arbeitsleistung nach Güte wie Menge in der Regel hinter derjenigen anderer Betriebe zurück, deren Leitung in der Behandlung und Beurteilung ihrer Arbeiter auf einem freieren und gerechteren Standpunkte steht. Ein Blick in einen Betrieb, wo persönliche und schriftliche Kontrolle oder Steduhren, Kontrolluhren usw. in Hülle und Fülle vorhanden sind, zeigt uns, daß nur diese Betriebe es sind, deren Besitzer oder verantwortliche Leiter stets und ständig das bekannte Klageleid ertönen lassen, die Arbeiter arbeiten zu mechanisch und willkürlich weniger, als sie in stande seien. Das ist in Wirklichkeit der Segen jener Kontrollapparate, mit welchem jetzt die deutschen Buchdruckereibesitzer beglückt werden sollen.“

Diese verständigen Ausführungen sollten auch die vom Schutzverbände verhetzten deutschen Steindruckereibesitzer nicht ganz unbeachtet lassen.

In ihrem Jahresrückblick behandelt die »Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker« auch die Bewegung im Steindruckergewerbe. Nachdem sie kurz vorher den ödesten Hetzereien eines Mitarbeiters gegen die Gehilfenschaft ihre Spalten geöffnet hatte, was wir schon in unsrer Nr. 1 gebührend würdigten, schlägt sie diesmal vernünftiger Töne an. Sie schreibt u. a.:

„Hoffen wir, daß sein (des Kampfes) Ende nicht mehr fern ist und daß auch das Steindruckergewerbe auf eine den gewerblichen Frieden sichernde Grundlage des Einvernehmens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gelangt, ähnlich der, die sich im Buchdruckergewerbe bewährt hat.“

Wir haben schon in der Glosse zur Bewegung, die sich in der vorigen Nr. mit den Scharfmachereien der »Zeitschrift« befafte, und auch bereits mehrfach in anderem Zusammenhange betont, daß es an der Gehilfenschaft

nicht gelegen hat, wenn die den »gewerblichen Frieden sichernde Grundlage« im Steindruckgewerbe noch nicht erreicht worden ist. Daran ist nur das scharfmacherische und tarifgerische Schutzbündelertum schuld, das daher auch für die Störungen des gewerblichen Friedens allein die Verantwortung trifft.

In derselben Nummer der »Zeitschrift«, die die erwähnten Jahreslußbetrachtungen enthielt, leistete sich das Blatt, nachdem es vom Abbruch der Hilfsarbeiterbewegung berichtet hatte, auch folgenden aus tiefstem Herzen kommenden Hoffnungsschrei:

»Unter diesen Umständen dürfte der Widerstand der Gehilfen kaum noch einen Zweck haben, und sie werden sich wohl bald entschließen müssen, dem Beispiele der Hilfsarbeiter zu folgen.«

Hat sich was Verehrtet! Hier war der Wunsch der Vater des Gedankens und er mag es ruhig bleiben. Die Gehilfenschaft denkt nicht daran, die Arbeit bedingungslos aufzunehmen. Der Abschluß der Hilfsarbeiterbewegung bleibt ohne jeden Einfluß auf den Kampf der Gehilfen, da den Unternehmern das Hilfspersonal schließlich gar nichts nützen kann, wenn ihnen die gelernten Arbeitskräfte fehlen. Und die kommen nur wieder, wenn man mit ihnen einen annehmbaren Frieden schließt.

Gleich der »Zeitschrift« plädieren auch die »Freien Künste« für eine baldige Verständigung. Sie schreiben in ihrer Nr. 1 zum Lohnkämpfe im deutschen Steindruckgewerbe u. a. folgendes:

»Es wird wohl selten vorkommen, daß in einem Gewerbe binnen fünf Jahren zwei heftige Lohnkämpfe ausgefochten werden, und wenn man in einer Statistik der deutschen Lohnbewegung liest, daß von Jahr zu Jahr die friedlichen Lohnvereinbarungen zunehmen, dann muß man umso mehr bedauern, daß dies im Steindruckgewerbe nicht der Fall sein kann.«

Wir haben den »Freien Künsten« das, was wir heute zu den Friedenserklärungen der »Zeitschrift« bemerkten, bereits früher einmal gesagt. Gleich der »Zeitschrift« suchen aber auch die »Freien Künste« die Gehilfenschaft mit allen Mitteln moralisch ins Unrecht zu setzen, indem sie sich über das Scheitern der Verhandlungen vom 7. Dezember folgende Ausführungen leisten:

»Die Gehilfenvertretung hat wohl in eine 53stündige Arbeitszeit eingewilligt; als diese jedoch im Tarife (!) in klarer Weise als effektive Arbeitszeit festgelegt werden sollte, da waren die Gehilfenvertreter nicht dafür zu haben. Sie wollten nun in die Beratung der anderen Teile des Tarifes eingehen, was nun die Arbeitgeber ablehnten.«

Wir beschränken uns darauf, diese das genannte Fachblatt genügend kennzeichnende Entstellung des Sachverhalts tiefer zu hängen.

Der Unternehmer „Kampf ums Dasein“.

Herrliche Blüten menschlichen Witzes hat wieder einmal unser Kampf gezeitigt. Sie sind kaum aufzuzählen, all die schönen Sachen, die unseren Kollegen in der »Aufklärungskampagne« von unseren »objektiv denkenden« Unternehmern übermittelt wurden. Das Schutzverbandsorgan sprudelte über und über von immer neuen Verteidigungsflöskeln. Unbezahlabar aber und für lange Zeit unvergänglich werden die guten Ratschläge bleiben, die den Kollegen von einzelnen besonders wohlwollenden Unternehmern gemacht wurden. Was wurde da nicht alles vorgeschlagen, um »die Gehilfen unseres Gewerbes« aus den sie beengenden Banden zu befreien, die die ungläubliche Gewerkschaft um sie geschlagen hat. Zu einem neuen Heile, zum Lichte wollte man sie führen! Die Unternehmer offenbarten ihre tiefsten Herzensgeheimnisse, um den »mitgeleiteten« Gehilfen zu zeigen, wie man es machen müsse, um ebenfalls »empor« zu kommen. Stärken wolle sie den so ungeren vermißten Arbeiter im »Kampf ums Dasein«! »Die Entwicklung in der Natur sowohl als auch in der Industrie ist bedingt durch den Kampf ums Dasein«, so flötet man ihnen vor. »Nur durch den Wettbewerb ist dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben, sich emporzuarbeiten, und wendet er nicht seine volle Kraft an, so tritt eine Degeneration ein.« So gehen die Tiraden weiter! Ach, du armer Darwin, was hast du doch

verbrochen mit deiner Kampf-ums-Dasein-Theorie. Wissen konntest du allerdings nicht, wie sich deine Theorie in machen Unternehmerrhimen reflektierte.

Kampf ums Dasein! Was hilft uns diesen Kampf bestehen? Gehen nicht die besten Menschen in diesem Kampfe elend zugrunde? Wie manches Erfindergenie ging schon zugrunde. Welche ungezählten Künstlernaturen mußten ihr Leben erbärmlich dahindarben? So mancher tüchtige Arbeiter mußte degenerieren, weil, ja weil er sich zunächst mehr Mensch fühlte, als einzelne seiner knechtlichen Mitarbeiter und Unternehmer! Unzählige Menschen schon mußten sich gebrochen und geschlagen bekennen, trotz der hervorragendsten geistigen und körperlichen Veranlagungen. Sie waren allerdings nicht gewissenlos genug, sich aller Waffen im Kampfe ums Dasein zu bedienen. Sie waren nicht gewissenlos genug, über die Leiden ihrer Mitmenschen auf der sozialen Stufenleiter nach oben zu gleiten! Sie verachteten die Kriecherei, sie verachteten die Knechtlichkeit; umso mehr aber achteten sie ihre Menschenwürde. Sie boten dem Verräter Trotz, sie wagten für ihre Mitarbeiter, ihre Arbeitsgenossen, einzutreten. Sie boten auch dem Unternehmer einmal die Stirn, wenn er seine Ausbeutungsgelüste gar zu weit und gar zu offenkundig trieb. Mander von diesen Braven mochte noch so große Befähigungen aufweisen, noch so tüchtiges leisten — auf der Landstraße mußte er elend »degenerieren«, denn er hatte gewagt, wider den Stachel zu lösen. Wer aber gegen den Ausbeutungstadel löst, der ist des Todes würdig! Trotz hervorragender geistiger Fähigkeiten, trotz reichhaltiger beruflicher Kenntnisse muß er »degenerieren«! Nur weil er eben seinen Kampf ums Dasein als Mensch führen wollte und die gewünschte Hundedemut verachtete! Darum hinab mit ihm!

Kriecherei und Knechtlichkeit sind also die Waffen, die man handhaben muß, um nicht zu »degenerieren«. Aber nicht die Alleinigen. Wer hat denn regelmäßig nur Siege zu verzeichnen in unserer gottbegnadeten Gesellschafts-Ordnung? Welche Waffe bringt immer den Sieg? Gebietet heute nicht der Zwerg ganze Armeen von Riesen? Unterliegt nicht der genialste Ingenieur oder der befähigste Schöpfer technischer Waffen einigen kleinen Menschen? Wie so mancher Geistesheros mußte schon die Waffen senken, seine Forschungen verleugnen, einiger Geisteszwerg wegen? Alle besaßen sie gewaltige Waffen im Kampfe ums Dasein. Sie teilten schmerzhaft Hiebe und Streiche aus und mußten trotzdem unterliegen. Ihre Waffen waren nicht vergoldet, darum mußten sie unterliegen! Ihr härtester Stahl zersprang wie Glas an den Waffen des Goldes! Die goldene Kugel zersprengt den härtesten Stahlpanzer! Sie kämpften mit der edelsten Waffe des Menschen, ihrem Hirn; jedoch die goldene Kugel des Kapitals, des Besitzes warf sie schmählich zu Boden. Trefflich waren sie ausgerüstet, jedoch die Waffe des Goldes fehlte. Darum mußten sie unterliegen! Nicht menschlicher Witz, nicht Reichtum an Können und Willen entscheidet! Nein! Elendes Gold entscheidet über Sieg oder Niederlage! Hast du genügend dir zu Füßen liegen, dann bist du des Sieges sicher! Woher es stammt? Aus Erbschaft, Raub, Betrug, darüber spricht man nicht. Ist es nur da, prädestiniert bist du zum Siege!

So sehen also die Waffen im Kampfe ums Dasein aus! Warst du vorsichtig in der Wahl deiner Eltern, dann hast du im voraus gesiegt. Ohne diese Waffen wird es dir schwer möglich sein, du wirst notwendig »degenerieren« müssen. Vielleicht denn, es gelingt dir durch Hundedemut, durch Kriecherei oder Knechtlichkeit! So sieht der moderne »Kampf ums Dasein« aus. Aber vielleicht waren auch unserer Unternehmer Waffen im Kampfe ums Dasein nicht immer genügend vergoldet. So mancher unserer gewogenen Ratgeber wird schon von diesen vergoldeten Waffen recht bedenklich gestreift worden sein. Mandem kleinen Druckereibesitzer, der jetzt mehr oder weniger gezwungen dem Schutzverband angehört, mögen die goldenen Waffen der Schutzverbandsleiter dazu bewegen haben. Mander jener Kleinbetriebsinhaber mag schon den schweren und brutalen Waffen der Großen unterlegen sein. Nicht zum wenigsten werden die gewagten Machtproben unserer Unternehmer zu jener Vernichtung beitragen. So mancher Unternehmer mußte an den Folgen der Bewegung von 1906, die in ebenso wahnsinniger Verbohrtheit von dem Schutzverbände heraufbeschworen wurde, wie die gegenwärtige, sein geschäftliches Dasein liquidieren. Waren diese etwa nur nicht genügend gerüstet im »Kampfe ums Dasein«? Oder waren sie gar »degeneriert«, weil der Schutzverband sie in einen unsinnigen Kampf hineingetrieben hatte? Der Schutzverband hatte sie gehindert in ihrem »Kampfe ums Dasein«! Sie durften nicht mehr in den »Wettbewerb« mit den anderen treten! Sie durften nicht mehr ihre »volle Kraft« anwenden! Sie wurden an der »Ausnutzung ihrer vollen Leistungsfähigkeit« gehemmt! Sollten sie etwa deswegen »degeneriert« sein, weil ihr Unternehmerverband sie an der Ausnutzung ihrer vollen Ausbeutungsfähigkeit verhindert hat?

Anders ist es nun aber, wenn der gegnerische Verband seine Mitglieder an der Ausnutzung ihrer vollen Leistungsfähigkeit zu verhindern sucht. Wenn er bemüht ist, der Prämienarbeit zu steuern, die Akkordschinderei etwas zu mildern. Ja, wenn er

gar die Auflagenziffer einheitlich zu regeln sucht Oder, wenn er eine Erhöhung des Mindestlohnes fordert. Der Lehrling braucht dann nicht Kenntnisse zu sammeln, nur Mitglied des Senefelder Bundes zu werden, für seinen auskömmlichen Verdienst sorgen sie durch immer erhöhte Fortsetzung des Mindestlohnes, unabhängig von seiner Leistung. Wenn die Gewerkschaften nicht die Raubtiermoral des Unternehmertums vertreten, wenn sie nicht dulden, daß einer die Interessen der Gesamtheit mit Füßen tritt, dann ist es »Herdenzüchterei, die sie betreiben.« Sie wollen es dem einzelnen Individuum verwehren, daß es sich über den anderen erhebt, so ruft man schreiend den »Verderbern des Individuums«, den Führern der Gewerkschaft, zu.

Nun bekennen wir uns wirklich schuldig! Wir wollen verhindern, daß unmäßig hohe Anforderungen dem Individuum zugemutet werden. Wir wollen überhaupt jeden Raubbau an der einzigen Ware des Arbeiters, seiner Arbeitskraft, verhindern. Auch wir wünschen, daß sich das Individuum entwickelt. Wir wünschen, daß alle Potenzen im Einzelnen geweckt werden. Dabei werden wir aber mit aller Macht zu verhindern suchen, daß sich ein Individuum auf den Schultern des anderen erhebt. Wir dulden nicht, daß bei dem Kampfe auch nur einer auf der Strecke bleibt. Auch wir wollen, daß sich ein jeder nach seinen individuellen Fähigkeiten entwickle, aber es geschehe dies mit rein friedlichen, mit rein menschlichen Waffen und Mitteln! Nicht nach Unternehmerrart, der jedes Mittel recht ist, sobald es nur zum Ziele führt. Nicht nach Art der Raubtiere, die sich nur entwickeln können, wenn sie alles um sich herum vernichten!

Wir sehen also, Unternehmerorganisationen und auch die Vereinigungen der Arbeiter suchen ihre Mitglieder an der Ausnutzung ihrer vollen Leistungsfähigkeit zu verhindern. Wie wäre das auch anders möglich. In einem Verein, in einer Organisation muß sich ein jeder Beschränkung auflegen. Der Mensch lebt nun einmal nicht nach der Art der Raubtiere. Aber wie liegen denn die Dinge, hüben und auch drüben? Fretwillige Selbstbeschränkung legt sich ohne weiteres jedes Gewerkschaftsmitglied auf. Es kann ausscheiden, wenn es nur irgend will! Wie aber bei dem Unternehmertum? Kann auch jedes Mitglied des Schutzverbandes deutscher Steindruckereibesitzer jederzeit ohne weiteres ausscheiden? Wer über die geringe Bewegungsfreiheit der Gewerkschaftsmitglieder zetzt, der möge erst einmal in seinem eigenen Lager Umschau halten! Wird dort jedem Individuum die nötige Bewegungsfreiheit gewährt? O nein! Durch finanzielle Opfer erst kann diese erkaufte werden! In diesem Lager wären die vielen schönen Worte und Reden sehr angebracht. Ein Prediger in der Wüste aber müßte jeder bleiben, der wirkliche Bewegungsfreiheit von den Mitgliedern einer Unternehmerorganisation erwarten oder fordern wollte!

Wo wäre aber heute die Arbeiterklasse, wenn sie ohne gewerkschaftliche Organisation geblieben wäre. Ist die Arbeiterklasse wirklich »degeneriert« durch ihre gewerkschaftliche Beschränkung? Wo befinden sich die elendesten beruflichen Verhältnisse? Wo die schlechtesten Löhne, die längsten Arbeitszeiten? Wo Krankheit und wirkliche Degeneration? In den unorganisierten Arbeiterschichten! In welcher erbärmlicher Lage befinden sich die Bäcker, die Barbieri gegenüber organisierten Arbeitern! In welcher Lage befinden sich die englischen, die deutschen Arbeiter vor der Gründung gewerkschaftlicher Organisationen! Alles dies sind die Früchte der gewerkschaftlichen Arbeit. Durch sie bekam der Arbeiter kürzere Arbeitszeiten, höhere Löhne, nahm er, wenn auch geringen Anteil an den Kulturbedürfnissen. Nicht degeneriert ist der Arbeiter! Entwickelt hat er sich und überragt »intellektuell« schon so manden dekadenten Unternehmer! Wenn der Arbeiter noch nicht höher gestiegen ist, dann lediglich, weil die politische Vertretung des Unternehmertums diesem die notwendigsten Subsistenzmittel in geradezu wahnsinniger Weise verteuerte. Es wurde bereits an anderer Stelle nachgewiesen, daß unser Schutzverband ein gerüttelt Maß Schuld an der Verteuierung der Lebensmittel trägt. Alles aber, was die Arbeiterklasse bisher erreicht hat, was die Unternehmer zugestehen mußten, war lediglich das Resultat gewerkschaftlicher Arbeit. Sie allein hat den Arbeiter zum Kulturmenschen erhoben!

Was ist es jedoch für eine lendenlahme Redensart: die Beschränkung der vollen Leistungsfähigkeit. Am interessantesten werden solche Aussprüche im Munde des modernen Unternehmers. Niemand wird mehr beschränkt in seinem ureigensten Tun, als der Unternehmer in der Zeit der Konventionen, der Kartelle, der Syndikate, der Trusts. Er wird mehr und mehr ausgeschieden, selbst aus dem eigenen Betriebe. Große Banken bestimmen hier, Geldleute oder die Agenten einer mächtigen Gesellschaft. Die großen Unternehmen wachsen sich riesenhaft aus, während die kleinen immer abhängiger werden. Der große Kapitalist bestimmt als Beherrscher eines festen Syndikats oder Kartells, wie der Einzelne zu produzieren hat, was und wieviel er erzeugen darf. Es werden Preise und Lieferungsbedingungen vorgeschrieben. Wehe dem Einzelunternehmer nun, der es etwa wagen wollte, seinen eigenen Intentionen zu folgen und seine vollste Leistungsfähigkeit zu entwickeln. Er würde erbarmungslos niederkonkurriert werden, nur weil er

